



Amts-Blatt der Stadt Wiesbaden.

Tägliche Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Nr. 291.

Freitag, den 11. Dezember 1908.

23. Jahrgang.

Amtlicher Teil.

Einladung

Zur Lösung von Neujaarswünsche-Abschlüssen.
Unter Bezugnahme auf die vorjährigen Bekanntmachungen beehren wir uns, hiermit zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, daß auch in diesem Jahre für diejenigen Personen, welche von den Gratulationen zum neuen Jahre entbunden sein möchten, Neujaarswünsche-Abschlüssen seitens der Stadt ausgesetzt werden. Wer eine solche Karte erwirbt, von dem wird angenommen, daß er auf diese Weise seine Glückwünsche darlegt und ebenso seinerseits auf Besuche oder Kartenzugaben verzichtet.

Nach vor Neujaars werden die Namen der Karteninhaber ohne Angabe der Nummern der gelösten Karten veröffentlicht und f. B. durch öffentliche Bekanntmachung eines Verzeichnisses der Kartennummern mit Bezeichnung der bezahlten Beträge, aber ohne Nennung der Namen Rechnung abgelegt werden.

Die Karten können auf dem städtischen Armenbureau, Rathaus, Zimmer Nr. 13, sowie bei den Herren:

Kaufmann C. Werh, Wilhelmstraße 16p,

Dr. G. Roebus (Jnh. Rathold),

Taunusstraße 25,

Kaufmann J. G. Roth, Wilhelmstraße 54 und

Kaufmann E. Roedel, Langgasse 24

gegen Entrichtung von mindestens 2 Mark für das Stück in Empfang genommen werden.

Der Erlös wird auch dieses Jahr vollständig zu wohltätigen Zwecken Verwendung finden und dürfen wir deshalb wohl die Hoffnung aussprechen, daß die Beteiligung auch dieses Jahr eine rege sein wird.

Schließlich wird noch bemerkt, daß mit der Veröffentlichung der Namen schon am 24. Dezember er. begonnen und das Hauptverzeichnis bereits am 31. Dezember veröffentlicht werden wird.

Wiesbaden, den 2. Dezember 1908.

Der Magistrat, Armenverwaltung: Travers.

15 538.

Bekanntmachung.

Angeichts des drohenden Arbeitsmangels richten wir an die hiesigen Arbeitgeber

die dringende Bitte, uns in dem Bestreben, den zeitlichen Arbeitsnot zu steuern, dadurch zu unterstützen, daß sie bei Wechsel oder Vermehrung ihrer Arbeiter, soweit irgend angängig, hier aufzufällige Leute in erster Linie annehmen. Gleichgültig waren

Wir hiermit vor dem

Bürger Arbeitslofer

und bitten die Bewohner der Stadt dringend, Unterstüßungen irgend welcher Art nur solchen Personen zu gewähren, welche ihnen entweder seit Jahren wohl bekannt sind oder über welche bei unserer Auskunftsstelle (Rathaus, Zimmer Nr. 11) Erkundigungen eingebracht haben, alle sonstigen Gefuchsteller aber der städtischen Armenverwaltung (Rathaus, Zimmer Nr. 14) zuweisen zu wollen.

Wiesbaden, 16. Oktober 1908.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Da es in der letzten Zeit häufiger vorgekommen ist, daß unter mißbräuchlicher Benutzung der Feuerwerker die Berufsfeuerwehr blind alarmiert wurde, wohl von jungen, unerfahrenen oder angetrunkenen Leuten, die sich der Tragweite ihrer Handlung nicht bewußt waren, machen wir hiermit darauf aufmerksam, daß diese Tat unter den § 304 des Reichsstrafgesetzbuches fällt und mit einer Gefängnisstrafe bis zu 3 Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 1500 M. bedroht ist.

Indem wir bis auf Weiteres für jede Anzeige über einen blinden Alarm, die zur rechtsträflichen Verurteilung des Täters führt, eine Belohnung von 50 Mark aussetzen, bemerken wir,

daß nach den Bestimmungen der Strafprozeßordnung jedermann berechtigt ist, den Täter bis zum Eintreffen eines Organs der Sicherheitspolizei vorläufig festzunehmen.

Wiesbaden, den 30. Oktober 1908.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Der Lüncher Philipp Wiesenborn, geb. am 19. Januar 1877 zu Mainz, zuletzt Schwalbacherstraße 40 wohnhaft, entzieht sich der Fürsorge für seine Familie, so daß dieselbe aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden muß. Wir ersuchen um Mitteilung seines Aufenthalts.

Wiesbaden, den 5. Dezember 1908.

15 536. Der Magistrat, Armen-Verwaltung.

Bekanntmachung.

Der Tagelöhner Georg Becker, geboren am 27. Oktober 1870 zu Wiesbaden, zuletzt Ludwigstraße 8 wohnhaft, entzieht sich der Fürsorge für seine Familie, so daß sie aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden muß.

Wir ersuchen um Mitteilung seines Aufenthalts.

Wiesbaden, den 8. Dezember 1908.

15 536. Der Magistrat, Armen-Verwaltung.

Die Natural-Verpflegungskasse, Platterstraße Nr. 2, verkauft: Kiefernholz (sein gespalten) pro Saß 1,10 M. Buchenholz (geschnitten) pro Zentner 1,40 M. pro Raummeter 13 M.

Das Holz wird frei ins Haus geliefert.

Bestellungen nimmt der Hausvater des Evang. Vereinshauses, Platterstraße 2, entgegen.

Bemerkung wird, daß durch die Abnahme von Holz der humanitäre Zweck der Kasse gefördert wird.

Wiesbaden, den 1. Dezember 1908.

Der Magistrat, Armenverwaltung.

Bekanntmachung.

Die auf dem alten Friedhofe befindliche Kapelle (Trauerhalle) wird zur Abhaltung von Trauerfeierlichkeiten unentgeltlich zur Verfügung gestellt und zu diesem Zweck im Winter auf städtische Kosten nach Bedarf beheizt; die gärtnerische und sonstige Ausbesserung der Kapelle dagegen wird städtisch nicht befohlen, sondern bleibt alleinige Sache der Antragsteller. Die Benutzung der Kapelle zu Trauerfeierlichkeiten ist rechtzeitig bei dem Friedhofsaufsicht Herrn Richter oder dem Zeichenbestatter Herrn Stoll anzumelden, welche alsdann dafür sorgen, daß diese zur bestimmten Zeit für den Trauerakt frei ist.

Wiesbaden, den 1. November 1908.

Der Friedhof-Deputation. 15018

Bekanntmachung.

Die Lieferung von Ochsen-, Schweine-, Kalbfleisch, Schmalz, Fett und Wurstwaren, Brot, Brötchen und Mehl, sowie Kolonialwaren, Butter, Eier und Käse für das Versorgungsamt für alte Leute für das Jahr 1909 soll durch öffentliches Ausschreiben vergeben werden.

Angebote mit Proben von Kolonialwaren und Brot mit Brötchen sind verschlossen bis zum 28. Dezember 1908, vormittags 11 Uhr, im Geschäftszimmer der Anstalt, Schiersteinerstraße 42, wofür vorher die Lieferungsbedingungen eingesehen werden können.

Wiesbaden, den 5. Dezember 1908.

15 536. Der Verwaltungsrat.

Bekanntmachung.

Die Tagelöhnerarbeiten im Pavillon II auf dem städtischen Krankenhausegelände sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden. Bedingungenunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden im Verwaltungsgebäude, Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9, eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einfindung von 30 M. bis zum Samstag, den 12. ds. Mts., mittags 12 Uhr, bezogen werden.

Wiesbaden, den 7. Dezember 1908.

15 580. Städtisches Kanalbauamt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung und Anfuhr des Bedarfs an Portland-Zement zu den städtischen Tiefbauten im Rechnungsjahr 1909 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden. Angebotsformulare und Bedingungenunterlagen können während der Vormittagsdienststunden beim Kanalbauamt, Rathaus, Zimmer Nr. 65, eingesehen, die Bedingungenunterlagen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einfindung von 50 M. (keine Briefmarken) bezogen werden.

Wiesbaden, den 7. Dezember 1908.

15 580. Städtisches Kanalbauamt.

Bekanntmachung.

Die Tagelöhnerarbeiten im Pavillon II auf dem städtischen Krankenhausegelände sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden. Bedingungenunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden im Verwaltungsgebäude, Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9, eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einfindung von 30 M. bis zum Samstag, den 12. ds. Mts., mittags 12 Uhr, bezogen werden.

Wiesbaden, den 7. Dezember 1908.

15 580. Städtisches Kanalbauamt.

Bekanntmachung.

Die Tagelöhnerarbeiten im Pavillon II auf dem städtischen Krankenhausegelände sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden. Bedingungenunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden im Verwaltungsgebäude, Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9, eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einfindung von 30 M. bis zum Samstag, den 12. ds. Mts., mittags 12 Uhr, bezogen werden.

Wiesbaden, den 7. Dezember 1908.

15 580. Städtisches Kanalbauamt.

Verschlossene und mit der Aufschrift „S. A. 108“ versehene Angebote sind spätestens bis Montag, den 14. Dezember 1908, vormittags 11 1/2 Uhr, hierher einzureichen. Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter. Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, den 7. Dezember 1908.

15 774. Städtisches Hochbauamt.

Bekanntmachung.

Die für den Schulanbau an der Lorchstraße erforderlichen Türbeschläge und gußeisernen Schuhe für Trennungswände in den Abarten (Los 1 und 2) sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden. Bedingungenunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden im Verwaltungsgebäude, Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9, eingesehen, die Angebotsunterlagen einschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einfindung von 50 M. bis zum Mittwoch, den 16. ds. Mts., vormittags 12 Uhr, bezogen werden.

Wiesbaden, den 9. Dezember 1908.

15 774. Städtisches Hochbauamt.

Bekanntmachung.

Verschlossene und mit der Aufschrift „S. A. 110“ versehene Angebote sind spätestens bis Donnerstag, den 17. Dezember 1908, vormittags 11 Uhr, hierher einzureichen. Die Eröffnung der Angebote erfolgt — unter Einhaltung der obigen Reihenfolge — in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter. Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, den 9. Dezember 1908.

15 774. Städtisches Hochbauamt.

Bekanntmachung.

Die Ausstattungsgegenstände für die Turnhalle der Volkshalle an der Lorchstraße zu Wiesbaden sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden. Bedingungenunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden im Verwaltungsgebäude, Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9, eingesehen, die Angebotsunterlagen einschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einfindung von 1 M. bis zum 21. Dezember ds. Jrs., mittags 12 Uhr, bezogen werden.

Verschlossene und mit der Aufschrift „S. A. 111“ versehene Angebote sind spätestens bis Mittwoch, den 23. Dezember 1908, vormittags 11 Uhr, hierher einzureichen. Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter. Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, den 9. Dezember 1908.

15 774. Städtisches Hochbauamt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung und Anfuhr des Bedarfs an Portland-Zement zu den städtischen Tiefbauten im Rechnungsjahr 1909 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden. Angebotsformulare und Bedingungenunterlagen können während der Vormittagsdienststunden beim Kanalbauamt, Rathaus, Zimmer Nr. 65, eingesehen, die Bedingungenunterlagen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einfindung von 50 M. (keine Briefmarken) bezogen werden.

Wiesbaden, den 9. Dezember 1908.

15 774. Städtisches Kanalbauamt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung und Anfuhr des Bedarfs an Portland-Zement zu den städtischen Tiefbauten im Rechnungsjahr 1909 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden. Angebotsformulare und Bedingungenunterlagen können während der Vormittagsdienststunden beim Kanalbauamt, Rathaus, Zimmer Nr. 65, eingesehen, die Bedingungenunterlagen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einfindung von 50 M. (keine Briefmarken) bezogen werden.

Wiesbaden, den 9. Dezember 1908.

15 774. Städtisches Kanalbauamt.

Bekanntmachung.

Verschlossene und mit entsprechender Aufschrift versehene Angebote sind spätestens bis Dienstag, den 23. Dezember 1908, vormittags 11 Uhr, im Rathaus, Zimmer Nr. 65, einzureichen. Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter, oder der mit schriftlicher Vollmacht versehenen Vertreter. Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden bei der Zuschlagserteilung berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 3 Wochen.

Wiesbaden, den 7. Dezember 1908.

15 580. Städtisches Kanalbauamt.

Nichtamtlicher Teil.

Bekanntmachung.

Beitritt: Das Entfernen der alten und dürren Obstbäume und das Ausschneiden des dünnen und kranken Holzes und der Aststumpfen.

Im Laufe des vergangenen Sommers hat sich an den Obstbäumen viel dürrer und krankes Holz gebildet, viele Bäume sind auch teilweise dürr geworden, so daß es nicht mehr lohnend erscheint, diese stehen zu lassen.

Die abgängigen Bäume, sowie das tote und kranke Holz in den Baumreihen sind nicht nur eine Unzierde der Baumanlagen, Straßen und Gärten, sondern bilden auch für den gesamten Obstdau eine große Gefahr, weil sich unter der abgestorbenen Rinde, im faulenden Holz usw. unzählige schädliche Insekten und Pilze ansiedeln, die auf gesunde Bäume übergehen und diese schwer schädigen. Auch die Stumpfen früher unrichtig abgenommener oder vom Sturm abgetriebener Äste sind für die Gesundheit des Baumes von großem Schaden. Derartige Aststumpfen verfaulen nie, gehen vielmehr in Fäulnis über und erzeugen in kurzer Zeit die Stammsäule. Solche innerlich faulen und kranken Bäume sind gegen schädliche Witterungseinflüsse, besonders gegen Sturm, widerstandlos; ihr Ruhen ist daher sehr fraglich.

Die stammfaulen und morschen Bäume, die dürrer und kranke Äste und die Aststumpfen sind deshalb sorgfältig zu entfernen. Moose und Flechten, sowie die abgestorbene Rinde von den Bäumen abzukapfen und Stamm und Kronenäste tadellos mit Kalkmilch anzustreichen.

Sämtliche Schnittwunden, die eine Größe von 5 Zentimeter Durchmesser übersteigen, sind zur Verhütung von Fäulnis mit Steinöltheer zu verstreichen, die Astlöcher zu reinigen und mit Zement oder einem Gemisch von Teer und Kies auszufüllen.

Ausgeworfene Bäume, abgeschnittene Äste, die abgetrappte Rinde, Moose und Flechten sind sogleich zu sammeln und durch Verbrennen zu vernichten.

Beim Ausputzen der Bäume ist auf das Vorkommen von Raupennestern, erkennbar an den zusammen gesponnenen Blätterbüscheln, und auf die Eiringe des Ringelspinners zu achten. Vorhandene Raupennester und Eiringe sind zu sammeln und sogleich zu vernichten.

Unter Bezugnahme auf die vorstehenden Ausführungen werden die Obstbaumbesitzer aufgefordert, dafür zu sorgen, daß bis spätestens zum 20. März 1909 die abgestorbenen Bäume, Äste und Flechten, sowie die Aststumpfen entfernt, die Schnittwunden und sonstigen Verletzungen des Baumes glattgeschnitten und mit geeignetem Material verstrichen, die Astlöcher gereinigt und ausgefüllt, sowie die Raupennester entfernt werden.

Baumbesitzer, Händler usw., welche dieser Anordnung nicht pünktlich nachkommen, werden auf Grund der Regierungs-Polizeiverordnung vom 5. Februar 1897 (Reg.-Anstalt 1897, S. 46), mit den gesetzlichen Mitteln zu den vorgeschriebenen Arbeiten angehalten.

Das Feldschubpersonal ist angewiesen, auf die sorgfältigste Ausführung zu achten und die Säumigen anzuzeigen.

Sonnenberg, 4. Dezember 1908.

Der Bürgermeister: Buchelt.

Bekanntmachung.

Sonnenberg, 4. Dezember 1908.

Der Bürgermeister: Buchelt.

Bekanntmachung.

Sonnenberg, 4. Dezember 1908.

Der Bürgermeister: Buchelt.

Bekanntmachung.

Sonnenberg, 4. Dezember 1908.

Der Bürgermeister: Buchelt.

Bekanntmachung.

Sonnenberg, 4. Dezember 1908.

Der Bürgermeister: Buchelt.

Bekanntmachung.

Sonnenberg, 4. Dezember 1908.

Der Bürgermeister: Buchelt.

Bekanntmachung.

Sonnenberg, 4. Dezember 1908.

Der Bürgermeister: Buchelt.

Schuhwarenhaus

W. Ernst

Metzgergasse 15

Grosses Lager und wirklich billigste Preise.

Grüne und rote Rabattmarken.

Telephon 3955.

Lieferant des Beamten-Vereins.

15226

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 291.

Freitag, den 11. Dezember 1908.

23. Jahrgang.

Hohe Ziele.

Roman von Konrad Remling.

(Fortsetzung.)

„Bitte, ziehen Sie keine Vergleiche! Sie versprochen, liebenswürdig zu bleiben und jetzt fangen Sie an, mich zu verhöhnen; das ist unliebenswürdig. Bleiben wir bei unserem Thema!“

„Ich gehorche.“ Theiß verbogte sich leicht, wobei er ein leises Lächeln nicht unterdrücken konnte; sie war seiner letzten Frage ausgewichen: also brauchte er noch nicht jede Hoffnung aufzugeben. „Sie haben also“, fuhr er fort, „den Antrag des Herrn Heimer angenommen, weil er Ihnen nicht nur sein Herz und seine Hand, sondern auch ein — großes Vermögen“ bot?“

„Ja.“

Sie sah ihm ruhig ins Gesicht.

„Von mir aber wußten Sie, daß ich arm bin oder doch so gut wie arm?“

„Sie haben es mir selbst gesagt.“

„Daß ich Sie liebte — über alle Maßen, daran dachten Sie nicht?“

„Auch das haben Sie mir gesagt — und“ Sie stand auf und begann, im Zimmer umherzugehen; nach einer kurzen Pause blieb sie plötzlich vor ihm stehen und legte ihre Hand auf seine Schulter — „Sie sind ein großes Kind, lieber Heinrich!“

Er sah sie ein wenig verständnislos an und entgegnete:

„Es scheint so, obwohl ich zehn Jahre älter bin als Sie. Aber was wollen Sie damit sagen?“

„Zunächst nichts weiter, als diese Tatsache feststellen und dann, daß Sie zufrieden sein sollten, Ada Wendt nicht zur Frau genommen und — bekommen zu haben.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Leider. Und eben deshalb sind Sie ein Kind.“

„Mir will es fast scheinen, als wenn Sie wirklich recht damit haben. Aber möchten Sie mir nun auch sagen, weshalb ich zufrieden sein sollte, daß . . .?“ Eine Falte des Unmutes trat auf seine Stirn; nun schien er in der Tat zu fühlen, daß sie ihm überlegen war.

Ada war einen Schritt zurückgetreten und hatte die Arme über der Brust verschränkt. Ein sonderbares Lächeln lag auf ihren Lippen, während ihn zugleich ein kalter, fast grausamer Blick aus ihren großen grauen Augen traf.

„Weil ich Sie ruinert hätte, mein lieber Freund, noch ehe Sie recht zur Besinnung gekommen wären. Nun wissen Sie es.“

Sie hatte langsam und ruhig gesprochen und schien sich nun förmlich zu werden an seinem Erschrecken.

„Sie — mich — ruinert?“

Ada nickte nur, als handle es sich um etwas durchaus Selbstverständliches.

„Aber ich verstehe noch immer von alledem kein Wort . . .“

„Sehen Sie, wie recht ich also hatte, als ich sagte, Sie seien ein großes Kind und sollten dem Schicksal dankbar sein? . . . Nun — ich will Ihnen helfen: hätten Sie mich nach Genf geschickt, — um — um mich mit Firmis überziehen zu lassen?“

„Mit — Firmis überziehen . . .?“

„Nun ja: der Vergleich ist vielleicht nicht besonders geschmackvoll, aber er paßt. Ich meine also: hätten es Ihre Mittel erlaubt?“

„Meine Mittel . . . hm. Vielleicht — wenn es hätte sein müssen. Aber ich habe Sie gerade geliebt so, wie Sie waren.“

„Das hat der andere auch gesagt, und er hat mich doch geschickt. Ich verbrauche hier monatlich vier- bis fünfhundert Mark . . .“

(Nachdruck verboten.)

„Ada — ich bitte Sie . . . wie sprechen Sie nur?!“

„Praktisch, nüchtern und geschäftsmäßig. Ich will ja die Frau eines Kaufmannes werden. Aber lassen Sie mich weiter fragen: hätten Sie mir die für eine junge, lebenslustige und leidlich hübsche Frau von Geschmack erforderlichen Reisen gewähren können? Im Frühjahr vielleicht nach Nizza, im Sommer nach Ostende oder sonst wohin?“

„Wohl kaum. Aber . . .“

„Ich bin noch nicht zu Ende; eine elegante Frau braucht so viele Kleinigkeiten, von denen Sie, als Mann, kaum eine Ahnung haben. Ich spreche nicht von Kleibern und von Schmutz, das ist selbstverständlich. Aber Pferde und Wagen, Plätze in der Oper, eine nette Wohnung in der Nähe des Tiergartens, am Kurfürstendamm oder im Grunewald . . . Sie sollten das doch wohl wissen, da Sie, als Aristokrat, genügend Gelegenheit haben, die große Welt zu beobachten und kennen zu lernen. Oder bin ich zu anspruchsvoll, habe ich zu viel gefordert?“

Theiß hatte sich erhoben. Welch einen Einblick in ihre Seele hatte sie ihm in dieser Stunde gegeben! Ihre anspruchsvollen Zukunftsträume, die Art und Weise, in der sie davon sprach, die kühle, überlegene Ruhe, ihr Selbstbewußtsein und vor allem die Kaltblütigkeit, mit der sie zwischen ihm und Heimer gewählt zu haben vorgab, stießen ihn ab — und doch zog es ihn zugleich auch wieder an: wie sie da vor ihm stand — schöner als je zuvor, nachlässig und herausfordernd zugleich, rätselhaft und untergründlich . . . nicht als glückliche, verträumt lächelnde Braut, sondern als Herrin, die herrschen und gebieten will. Er konnte sich nicht frei machen von dem eigenartigen Zauber, der von ihr ausging. Noch immer unter ihrem Banne stehend, fragte er:

„Und das alles hatten Sie wirklich für unbedingt erforderlich?“

„Ja. Das hatte ich für unbedingt erforderlich . . . Glauben Sie, daß ich damit zu viel verlange?“

Resigniert entgegnete er:

„Für — Frau von Theiß: ja. Ob für Frau Heimer, das weiß ich nicht und kann ich nicht beurteilen.“

In dem Tone seiner Antwort lag etwas, das Ada stutzen ließ.

Nach einer Pause des Ueberlegens erwiderte sie:

„Ich verstehe sehr wohl, was Sie damit sagen wollen. Sie meinen, ein solches Leben nach außen hin wäre für mich die Entschädigung dafür, daß ich Heimer und nicht Sie gewählt habe. Nun mein lieber Freund — um Ihnen zu beweisen, daß ich bis zur letzten, äußersten Konsequenz offen gegen Sie sein will: legen Sie mir heute eine Million auf den Tisch — und dann wollen wir weiter sprechen. Dann könnten wir vielleicht schon morgen der erstaunten Welt verkünden, daß Ada Wendt ihre Verlobung mit Herrn Otto Heimer aufgelöst und den Freiherrn Heinrich von Theiß auf Langerfeld heiraten wird.“

Bei diesem Geländnis fuhr Theiß auf.

„Ada . . . ich . . . wissen Sie auch, was Sie damit sagen?“

„Vollkommen. Nun — her mit der Million!“

„Sie wissen, daß ich sie nicht habe.“

Er kam sich geradezu hilflos vor in diesem Augenblicke — ihrem lachenden Spotte gegenüber. Entweder trieb sie nur ihren Spott mit ihm, oder — sie war ein Dämon, eine Teufelin und Schlimmeres noch als das. Jetzt mußte er Gewißheit haben. Er suchte nach ihrem Blick, den sie ihm nicht entzog.

„Aha — also lieben Sie mich doch . . . nur mich . . .?“
„Wer sagt das? Wer sagt, daß ich „nur Sie“ liebe und nicht Herrn Ottoheimer sehr gern habe?“

Er beachtete ihre Gegenfrage nicht.

„Aha — um alles in der Welt bitte ich Sie . . . ich beschwöre Sie: antworten Sie mir. Sie lieben mich . . .?“

„Kind und abermals Kind! Was sind das für romantische und unmoderne Gefühle! Wenn es wirklich so etwas wie Liebe gibt, so will ich sie gelten lassen für arme Leute mit der bewußten „kleinsten Hütte, in der Raum ist für ein zärtlich liebend Paar“. Ich denke dagegen: Reichtum schändet nicht, und Armut macht nicht immer glücklich.“

„Sie verständigen sich, Aha. Sie sind friivol, und ich bin überzeugt, daß Sie nicht so denken, wie Sie sprechen.“

„Sehr schmeichelhaft. Aber Sie müssen schon erlauben, daß ich darüber meine eigenen Ansichten habe.“

„Und Sie sind — zwanzig Jahre alt.“

Aha entgegnete nichts. Sie war an das Fenster getreten und sah in den sonnigen Morgen hinaus. Ein ganz klein wenig beunruhigt fühlte sie sich nun doch durch seine Worte. Vielleicht war sie wirklich zu weit gegangen.

Als sie sich nach einer kurzen Pause umwandte, stand der Baron hinter ihr. Eine Frage schien auf seinen Lippen zu schweben, und aus dem Jucken seiner Augenbrauen ersah sie, daß er mit dem Entschlusse rang, diese Frage auszusprechen. Aber eine gewisse Scheu schien ihn zurückzuhalten. Deshalb sagte sie:

„Nun . . .? Sie wollen noch etwas hinzufügen?“

„Ja.“ Es schien ihm in der Tat schwer zu werden, zu sprechen; leise und nicht ohne eine gewisse Drohung in der Stimme fuhr er fort: „Und wenn ich nun hinginge undheimer von dem erzählte, was ich soeben gehört habe — Wort für Wort . . .?“

Aha fuhr zusammen und wandte den Kopf, um ihr plötzliches Erschrecken zu verbergen. Jetzt mußte sie um jeden Preis gefaßt bleiben. Mit gezwungener Sorglosigkeit entgegnete sie:

„Mein lieber Freund! Glauben Sie, Aha Wendt würde nicht, daß der Freiherr von Theiß so etwas nicht tut?“

„Oh . . . und wenn ich es dennoch tun würde . . .?“

„Erpresser wachsen auf anderem Holze, lieber Baron. Ich fürchte mich nicht vor Ihnen.“

„Muß man denn immer ein Erpresser sein, wenn man droht, die Wahrheit zu sagen?“

„Wenn man droht, ja. Weshalb sollten Sie es denn sonst wohl tun?“

„Um . . . nun, ich versprach, nicht unliebenswürdig zu sein . . .“

„Sehr liebenswürdig! Und dann will ich Ihnen noch eines sagen: einem — verschmähten Liebhaber traut man gern alles Schlechte zu. Gehen Sie hin, so leugne ich einfach alles ab. Sie sehen, ich habe noch immer ein leichtes Mittel . . .“

Während sie ihm mit einem ihrer faszinierenden Blicke in die Augen sah, verzog sich allmählich ihr Gesicht zu einem leisen Lächeln, das schließlich in ein lautes, lustiges Lachen überging:

„Heinrich von Theiß . . . aber so lachen Sie doch mit! Kommt Ihnen das Ganze denn nicht unsäglich komisch vor . . .? Wir beiden alten Freunde stehen uns hier gegenüber wie zwei düstere Tragödiendebütanten, wie Intriganten, die sich am liebsten auffressen möchten mit Haut und Haaren — während wir doch beide wissen, daß unsere Worte nur Spiegelfechtereien sind. Kommen Sie her. Geben Sie mir die Hand. Sie sind ein lieber, prächtiger Mensch, den ich von Herzen gern habe . . . Nein — nicht so stürmisch . . . wie zwei alte Freunde, die ihren Freundschaftsbund erneuern . . . So — und nun sehen Sie mir in die Augen und sagen Sie noch einmal, daß Sie hingehen werden um die arme Aha unglücklich zu machen . . . Na — so sagen Sie es doch . . .!“

„Ich Sie unglücklich machen? Wie können Sie so etwas überhaupt nur denken?“

Nun war er wieder böllig in ihrem Vorne.

„Nun also —“ lachte sie — „sagte ich es nicht? Aber nun wollen wir wieder lustig und guter Dinge sein. Diese Sache ist abgetan für uns — ein für alle Mal. Nicht wahr?“

„Ich werde wohl ja sagen müssen“. Er seufzte und trat einen Schritt näher — „und nun will ich gehen. Ich sehe, daß jedes weitere Wort nutzlos wäre. Leben Sie wohl!“

„Weshalb so ernst und traurig, mein Freund? Soll es denn ein Abschied sein fürs Leben?“

(Fortsetzung folgt)

Weihnachtsspeisen.

Von L. Dreht.

Wir pflegen unser Feste auch dadurch von den gewöhnlichen Wochentagen auszuzeichnen, daß wir an ihnen in Speise und Trank ein übriges tun und dem verlangenden Magen etwas Erlesenes anbieten, wohl auch durch reichlicheren Genuß — oft auf Kosten des leiblichen Wohlbefindens — über das gewohnte Alltagsquantum hinausgehen. Feiertagspeisen haben ebenso wie die Feiertage selbst eine religiöse Grundlage, woran wohl heute die wenigsten denken. Sie sind weiter nichts als die Ueberreste jener alten Opfermahlzeiten, die in der Hauptsache aus den der Gottheit nicht dargebrachten Teilen — diese bekam vor allem die Festbestandteile des Tieres — bestanden. Auch sog. Tranckopfer, vor allem Wein und Oel, waren gebräuchlich. An beiden, Fleisch und Wein, erlabte man sich nach vollbrachtem Opfer und gab seiner freudigen Genugung über letzteres durch reichlicheren Genuß unverhüllt Ausdruck. Im Laufe der Zeit haben sich diese Mahlzeiten, die auch nach Eintritt des Christentums in die heidnische Welt fortbestanden, nicht allein der Jahreszeit, sondern auch den christlichen Anschauungen adaptiert. Das erkennen wir besonders an den Weihnachtsspeisen. Da ist z. B. der Stollen, jenes bekannte, in Sachsen, Thüringen — hier unter dem Namen „Schnittgen“ — u. a. verbreitete Weihnachtsgebäck, in dem einige eine rohe Nachbildung eines Widelfindes — des Christkindleins — erkennen wollen. Aber das wurde der Stollen erst später. Unsere heidnischen Vorfahren pflegten nämlich bei den Opferfesten aus dem Teig der Backwerke Figuren ihrer Götter und heilige Tiere zu formen, und der Christstollen war offenbar ursprünglich die rohe Gestalt Wotans oder eines anderen Gottes. Die kleinen Marzipanschweinchen, die zwischen den Zweigen des Christbaumes so verführerisch hervorlugen, deuten auf den altgermanischen Eber: denn unsere Vorfahren dachten sich Donar, den blühsprühenden Donnergott, auf einem goldborstigen Eber durch die sturmesdunkle Nacht dahinjagen — so kam es, daß z. B. im Norden noch heute der Juleber am Christfeste eine bedeutsame Rolle spielt. Die Pfefferkuchenreiter, die heute auf unsern Christmärkten feilgeboten werden und zahlreiche Käufer finden, sind eigentliche Nachbildungen des den Nordländern bekannten Schimmelreiters, d. h. Wotans. In Sachsen, der Mark u. a. werden sog. Pflaumenmännchen oder Pflaumentoffel, namentlich von ärmeren Kindern feilgeboten: sie stellen den Knecht Ruprecht dar, jenen auch im Neuharnschreckhaften Geist, den wir bereits im Gefolge Wotans auf der wilden Jagd bemerken. Heute hat, wenn man will, jedes Land sein eigenes nationales Weihnachtsgebäck: Bayern seinen Lebkuchen, der freilich nichts mit dem Worte „Leben“ zu tun hat, obwohl sich bei ihm, zumal wenn's echter Nürnberger ist, recht gut „leben“ läßt, sondern er mühte eigentlich „Laktieren“ heißen; in Schwaben kennt man „Springerle“, in Steiermark „Mohnstriezel“, in Aachen „Printen“, im Rheinland „Spekulatius“, in Pommern und Mecklenburg „Pfeffernüsse“, in der Mark „Mohnpillen“, in Braunschweig „Honigtuchen“, in Süddeutschland „Weihnachtskrapfen“, in Basel „Lederli“ u. a. m. Alle diese Gebäcke, in denen neben der Süßigkeit die Würze vorherrschen muß, erinnern an jene altheidnischen Opferspenden, die als Zugaben zum Fleischopfer in Mehl, Honig, Salz usw. bestanden, und aus denen nur der Erfindungsgeist unserer Vorfahren so lehreres Backwerk formte. Aber auch in der Wahl der soliden, aus Fleisch bestehenden Weihnachtsspeisen verfuhr unsere alten durchaus einsichtsvoll und praktisch. Da spielt zunächst der Fisch eine Hauptrolle. Wir wollen nämlich nicht vergessen, daß neben dem Hahn, dem Hasen — Osterhase! —, dem Ei — Osterei! —, der Fisch ein Sinnbild der Fruchtbarkeit war, das nun, da es wieder der besseren Jahreszeit mit ihrem Wachsen und Werden, Grünen und Blühen entgegengeht, nirgends fehlen durfte. Daher ist es z. B. in Sachsen u. a. stehender Brauch, am Weihnachtsheiligabend Heringsalat zu essen, aber möglichst mit viel „Rogen“: denn dieser verhilft dazu, recht reich zu werden. Der Berliner, Schleier und Märker würde sich am heiligen Abend nicht recht wohl befinden, sollten ihm seine „Bierfische“ fehlen; das sind aber nichts anderes als unsere simplen Karpfen. Norwegen und Schweden bevorzugen den „Rutjeskarpfen“ und eigentliche Weihnachtsspeise, die sie sich sogar im Auslande bereiten lassen, „Julegröden og Ribbesteg“. Unter Julegröden verstehen sie Reis, nur mit Milch gekocht, ohne Zusatz von Wasser, und er wird, bestreut mit Zucker und Zimt, mit kalter Milch gegessen. In Spanien, Frankreich und Amerika ist kein richtiges Christfest denkbar ohne den „königlichen“ Vogel, einen feinsten Truthahn, und England verlangt außer seinem traditionellen Plumpudding, zu dem bei einem richtigen „Christmasdinner“ fünfzehn, ja, zwanzig Zutaten gehören, und der wochen, ja monatelang vorher zubereitet sein muß, seine Rindslende, die den hochtrabenden Adelstitel „Sir Roan“ führt. Wie das simple Fleischstück zu diesem Titel kam, darüber wird folgendes erzählt: König Edward IV. — gest. 1483 — kam einmal recht ausgehungert von der Jagd zurück; da ward ihm ein Stück saftiger Rindslende vorgesetzt, und durch deren Anblick geriet er in solches Entzücken, daß er sein königliches Schwert zog und die Rindslende feierlich zum Ritter schlug. Seitdem führt das zum „Christmasdinner“ gehörige Rindensstück das Adelsprädikat „Sir“. Uebrigens gehört auch in England ein saftiger Truthahn zu einem fashionablen Christmahle unter dem mit Mistelzweigen verzierten Kronleuchter.

Goethe und der Sport.

Eine eigenartige Schilderung von Goethes Leben tritt uns in dem reizvollen Buche „Goethes Leben im Garten am Stern“ entgegen, das aus der Feder Wilhelm Vodes soeben bei E. S. Mittler & Co. Sohn in Berlin erschienen ist.

Der Gedanke, den Lebensgang unseres großen Dichters und Denkers um jene Stätte zu weben, an der er vom Eintritt in seinen neuen Lebenskreis bis zum Scheiden aus der Welt mit Liebe gehalten, ist so feinsinnig und ursprünglich, daß es sich lohnt, den Autor auf dem Wege zu begleiten, den er eingeschlagen hat, um aus seiner gründlichen Kenntnis Goethes und dessen inneren Entwicklung ein fesselndes Bild zu zeichnen.

Herzog Karl August hatte im Jahre 1776 dem jungen Goethe den Garten am „Stern“ im Amtale geschenkt, damals ein Stück Wildnis, das kurz vorher Vertuch, der Geheimschreiber des Herzogs, käuflich erworben. Hier richtete sich Goethe häuslich ein und schuf ein Idyll, das ihm im Laufe der Jahre als bevorzugte Aufenthaltsstätte in der thüringischen Hofstadt diente und auch dann noch die Bedeutung für Goethe nicht verlor, als er längst schon in sein schönes Stadthaus am Frauenplan eingezogen war und als Mittelpunkt des geistigen Lebens der Nation dort die edelsten Geister der Kulturwelt in langer Reihe an sich vorbeiziehen sah.

„Ich war gestern Nachmittag bei Goethen“, so schreibt im Jahre 1778 Wieland an einen Freund, „auf seinem Altan. Ein lieberer, sich wärmer an einen anlegendes oder, wie die Schwaben sagen, ein mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie gesehen haben.“ Solche Eindrücke aber empfing man von Goethes Gartenhaus nur an schönen warmen Tagen. Im Winter drückten die tiefen Wolken den Rauch ins Zimmer und auch an vielen Tagen im Frühling und Herbst drangen Wind und Kälte durch die Wände und durch die Kleider. Und Goethe war nicht hart von Natur. Er hatte manchmal Katarrh und Zahnschmerz und empfand alle Witterung mehr, als ihm lieb sein konnte, mit. Aber weil er so weich war, ging er um so eifriger auf Abhärtung aus. Es wurde ihm fast so schwer wie dem jungen Herzog, sich bei einem Leiden oder bei einer Wunde rechtzeitig zu schonen und zu pflegen. Er medizinierte häufig genug gegen verdorbenen Magen, im übrigen aber überließ er sich gern der Natur, daß sie ohne seine Mitwirkung ihn wiederherstelle.

Er vertraute sich aber auch sonst der Mutter Natur an, lebte so viel als irgend möglich im Freien und betrieb so viele körperliche Übungen, wie irgend die Zeit erlaubte. In dem achtundzwanzigsten Jahre seines Lebens, in dem er sein Gartenhaus bezog, erstieg er die Höhe seiner leiblichen Kraft und Gelandtheit. Sein Körper war sehr mager und sehr fehnig. Die beständige Übung machte ihn immer geschmeidiger und ausdauernder. Am 23. August 1777 schrieb er als einzige Eintragung in sein Tagebuch: „Körperliche Übungen aller Art“, und diese Worte gelten für das ganze Jahr. Tanzen, Reiten, Wandern, Fischen, Jagen, Scheibenschießen, Baden, Eislaufen, Schlittensfahren, Fechten, Regeln — sie wechselten nach der Jahreszeit miteinander ab. Das Wandern war zumeist ein vergnügtes Herumstreifen mit anderen, zuweilen ein einsames, scharfes Marschieren mit bestimmtem Ziel. Beispielsweise ging er an einem Juliabend von halb sechs bis zehn nach Kochberg. Im Reiten brachte er es zu viel besseren Leistungen als früher. Von Leipzig nach Weimar ritt er von früh halb sieben bis mittags um drei. Von Eisenach bis Weimar nur sechseindeinhalb Stunden. Das machten ihm bei dem damaligen Zustand der Straßen nicht viele nach! Auch junge Pferde zureiten, betrieb er als Vergnügen. Am 15. Mai begann er das Schwimmen zu erlernen, zunächst mit einem Schwimmwams und nur im Floggraben.

Im Winter war das Eislaufen, das Goethe zuerst in Weimar eingeführt hatte, schon ein allgemeines Vergnügen der Hofgesellschaft geworden. Auch die Herzogin zeigte sich als eine geschickte Schlittschuhläuferin; sonst ließen sich die Damen meist in Stuhlschlitten von den Kavaliern herumfahren. Der Herzog liebte es, auf dem Eise mit einigen Freunden fröhliche Tafel zu halten und zuweilen wurde die Lust abends bei Fackeln, Laternen und Feuerwerk fortgesetzt. Fröhliche Musik erscholl zum Fackeltanz. Anfälle erhöhten manchmal die Aufregung. Goethe selber brach am 17. Januar in das Eis ein, kummerte sich aber nicht um den Schreck und nasse Kleidung, ging abends auf die Redoute, am anderen Morgen wieder aufs Eis, ah dort mit dem Hofe, tollte wieder herum — bis er abends an der Tafel der Herzogin-Mutter plötzlich ohnmächtig hinsank. Die nächsten Tage aber war er wieder auf dem Eise.

Ein neues Mittel der Abhärtung und der gewollten Verbindung mit der Natur war für Goethe ein am Gartenhause neu erbauter Altan. Hier konnte er im Freien schlafen. Er schlief

öfter entweder im Altanbänken bei geöffnetem Tür oder auf dem Altan selbst. Einen Strohhalm hatte er unter, seinen Mantel über sich. Und es war ihm die größte Augenlust, wenn er in der Nacht aufwachte und ein neues Stück Sternenhimmel über ihm strahlte, oder wenn sich die erste Morgenbelle mit dem Mondschein zu einem seltsamen fahlen Lichte vermischte.

Das Buch bildet geradezu eine Fortsetzung von Goethes Werke „Aus meinem Leben“. Er selbst wagte sich nicht an diese Fortsetzung, ihm lagen die Erlebnisse wie die Dertlichkeiten zu nahe. Einige der mitverflochtenen Personen lebten noch: Großherzog Karl August, Großherzogin Luise, Karl v. Knebel, Charlotte v. Stein. Heute fallen solche Rücksichten für den Darsteller der klassischen Zeit und der Goetheischen Kreise fort; er darf die handelnden Persönlichkeiten unbedenklich in ihrer Menschlichkeit auftreten lassen. Zudem sind ihm viele Urkunden bequemer zur Hand, als Goethe selbst. So zwingt Wilhelm Vode gewissermaßen Goethe noch nachträglich, über jene Jahre Reichte abzulegen. Der reiche Bilderreichtum und die eigenartige Buchausstattung, die dem Geschmack der Goetheischen Zeit angepaßt sind, gestalten den Band zu einer reizvollen, gediegenen Festgabe.

Hussiten über uns!

Von Richard Willner.

Fünzig Tage sind ein wenig viel für einen bösen Traum. Acht Wochen lang gellen uns nun die Schreckensschöre der entfesselten Ströme in die Ohren, acht Wochen lang hat der Alpdruck einer qualvollen Verlassenheit und Vogelfreiheit über uns gelastet. Die Kräfte würden genügen, auch stärkere Energien zu brechen und härtere Widerstandskräfte zu bannen, als sie das in jahrzehntelangen Verzweiflungskämpfen zermürbte Prager Deutschtum freizumachen imstande ist. Es ist mitunter eine große Sache um das Ringen ebendertiger Nationen, wenn Weltprobleme auf dem Spiele stehen und um die Evolution auf wirtschaftlichem oder kulturellem Boden die Entscheidungsschlacht geschlagen wird. Da weitet sich die Enge eines schlaffen Zeitalters, da brechen ungeahnte Kraftquellen aus der Tiefe der Verborgenheit und der Weltgeschichte erschließen sich Aspekte, die von der Morgenröte eines neuen Tages überstrahlt werden. Von allen diesen Hochgefühlen eines ehrlichen und ehrenvollen Völkergewaltkampfes weiß der Prager Deutsche nichts, der hin- und hergestoßen zwischen der Wut eines rasenden Hausens und der Apathie einer beladenden Staatsgewalt schwebt und rechtlos für seine letzten Lebensrechte streitet. Der panische Schrecken, der in diesen Tagen die Stadt am Fuße des Gradschin mit allen Ungeheuerlichkeiten einer permanenten Anarchie erfüllt hat, wird nur dem gänzlich Ahnungslosen als Episode in der großen Auseinandersetzung erscheinen, die seit dem Anbruch der Verfassungsära zwischen den deutschen und slawischen Völkern Oesterreichs schwebt. Wer auch nur halbwegs bewandert in der leidensreichen Passionsgeschichte der in diese Stadt des Hasses verpöngten deutschen Stammesminderheit ist, weiß nur zu gut, daß es sich hier um etwas ganz anderes handelt, als um das kriegerische Waffentreuen antagonistischer Völkerindividualitäten. Nicht um Sieg oder Niederlage, nein — um Sein oder Nichtsein wird in Prag gerungen. Darum, ob es einem hundertfachen Uebermacht wehrlos ausgelieferten Häuflein Preisgegebener noch einmal gelingen wird, sich vor dem Untergang zu retten, oder ob diese heldenmütige Kämpferschar endgültig zwischen den Mühlsteinen der nationalen Vergewaltigung zerrieben werden soll.

Von allen Fundamenten, auf die sich das komplizierte Gebäude eines Staates stützt, ist wohl das stärkste und heiligste der Satz: wer Frieden hält und die Gesehe achtet, hat Anspruch auf die volle Schirmung seiner bürgerlichen Rechte durch den Staat. Die empörenden Szenen, deren Schauplatz die Hauptstadt Böhmens während der letzten Wochen war, sind eine blutige, höhnische Verfrachtung dieses ersten aller staatsrechtlichen Axiome. Ein Ausnahmezustand schlimmster Art ist über die in Prag angesiedelten vierzigtausend Angehörigen jenes Volkes verhängt worden, das Oesterreich gegründet, in schweren Verfallszeiten zusammengehalten und durch den Mangel seiner wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen hochgebracht hat. Mit der Gehe auf den farbentragenden deutschen Studenten fing die Sache an. Ein altes, trauriges Kapitel in der Leidensgeschichte des deutschen Prag, und eines in unendlichen Fortsetzungen dazu. Nur daß niemals zuvor der Farbenkoller eines verhehten, fanatisierten Böbels so zugeworfen wie diesmal an dem letzten sichtbaren Wahrzeichen einer blühenden Stätte deutscher Wissenschaft in Prag sein Rütchen fühlen durfte. Man muß diese waderen Jungens gesehen haben, wie sie einzeln oder in kleinen Gruppen, eingeleitet von einer nach Tausenden zählenden Menge brüllender und fädeschwingender Exaltados, mit zusammengebißenen Zähnen und unbewehrten

Händen ihres Weges gingen, und ohne mit der Wimper zu zucken sich anspucken, steinigen, zu Boden schlagen und mit Füßen treten ließen. Kein Wort des Lobes ist zu hoch gegriffen für die Selbstbeherrschung und Disziplin dieser heldenhaften Avantgarde, die, sonst gewohnt, auf die leiseste Antastung ihrer Ehre mit dem gegückten Schläger zu reagieren, hier im Bewußtsein ihrer völkischen Mission das Vergnügen widerstandslos über sich ergehen ließ, um der jesuitischen Verleumdungskunst des Gegners nirgends auch nur die geringste Handhabe zu bieten, durch die ihre Sache ins Unrecht gestellt werden könnte. Auf der Stelle, in der nach wochenlanger Duldung zum erstenmal ein Rittläufer der verheerenden Masse unter dem Säbelhieb eines Schutzmannes zusammenbrach, hat die widerliche Theatralik der tschechischen Chauvinisten ein Grabmal errichtet, und Frauenhände haben Blumen auf den Platz gestreut, wo sein Blut das Pflaster rötete. Die Orte, an denen das Blut wehrloser deutscher Studenten floß, sind Legion. Kein Denkmal wird sie der Nachwelt weisen, kein rosiges Fingerring sie mit Blumen schmücken. Aber ihr Blutopfer soll auch ohne kleinern Momento nicht vergessen werden, denn ihnen wird die Dankbarkeit und Liebe derer, für die sie ihre Brust dem Feinde boten, Kränze flechten.

Bei dem friedlichen Jubelfest eines akademischen Bildungsinstituts war es, wo die Orgien der mittraunenden Menge ihren Höhepunkt erreichten und ihre feigen Ueberfälle sich auch auf die Komilitonen von den reichsdeutschen Hochschulen ausdehnten, die, dem Rufe der Gastfreundschaft folgend, nach Prag geeilt waren, den von aller Welt Verlassenen den Trost und die Gewißheit zu bringen, daß auch jenseits der schwarz-gelben Pfähle deutsche Derzigen für sie schlagen und deutsche Treue sich durch geographische Begriffe nicht bezirren läßt. Die Kronzeugenschaft, die sie mit Leib und Leben ihren verfolgten Prager Komilitonen und damit zugleich dem gesamten Deutschthum Prag's geleistet haben, ist der wertvollste, ja vielleicht der einzige Gewinn, den wir in diesen schweren Tagen überhaupt zu verzeichnen haben. Traß uns doch stets schmerzlicher und kränkender als manches andere das kühle Nichtverstehen, das man im Reiche draußen unserer dornenbollen Mission entgegenbrachte. Es waren bittere, herbe Gefühle, die uns durchzuckten, wenn wir die Deutschen des Reiches nach altem romantischen Brauch ihre Sympathien an fremde Nationen, an Dänen, Russen und Polen verschwenden sahen, während die zertretenen Stammesbrüder in Prag vergebens nach einem wohlthuenden Worte des Begreifens, nach einer wirksamen Tat der Hilfe suchten. Wenn das jezt wirklich anders werden, wenn diese Tage des Schreckens tatsächlich ein unzerbrechbares Band zwischen dem Deutschthum diesseits und jenseits von Bodenbach geknüpft haben sollten, dann danken wir diesen so innig ersehnten Wandel vor allem den tapferen Brüdern von Deutschlands hohen Schulen, die trotz aller Schreckensbotschaften und diplomatischen Abmachungen den Weg in die Höhle des böhmischen Löwen gewagt haben, um sich durch eigenen Augenschein von der Unhaltbarkeit der hiesigen Zustände zu überzeugen, und zurückgekehrt, daheim Kunde zu geben von dem, was sie schauernd mit-erblidt und mitgelitten haben.

Und dennoch war es nur ein Anfang, was sich vor den Augen der reichsdeutschen Gäste abspielte, die im offenen Wagen vom Mob überfallen und mit wuchtigen Stockhieben bewillkommt wurden. Die wüsten Studentenhebe war nur das verabredete Signal zum allgemeinen Angriffstreg auf alles, was deutscher Herkunft oder Gesinnung verdächtig war. Nach den Studenten kamen die Firmenschilder daran, nach den Firmenschildern die Fensterheben. Die Straßen wurden nach deutschsprechenden Passanten förmlich durchsucht, deutsche Frauen und Mädchen mit beispielloser Rohheit angehalten und molestiert, deutsche Kinder auf dem Wege zur Schule von dem würdigen Nachwuchs der Nation nach dem Vorbilde der Erwachsenen als Treibwild durch die Straßen gehetzt. Sogar die Wagen der elektrischen Straßenbahn wurden einer peniblen Quarantäne auf „Bursalen“ unterzogen und jeder halbwegs Verdächtige schonungslos auf die Straße befördert, mochte er auch in Wahrheit ein harmloser Kaufmann aus Berlin oder gar der Konsul des mächtigen britischen Weltreiches sein. Und alle diese Schandthaten und Brutalitäten durften die „unteren Zehntausend“ Prag's wochenlang als ihr unantastbares Privilegium betreiben, während die berufenen Hüter der Ordnung sich fast ausnahmslos in die Rolle passiver Zuschauer fügen mußten. Ob freiwillig oder nicht, das wird die Welt wohl niemals mit unwiderleglicher Bestimmtheit erfahren. Erst als der wahre Kern der Revolte durch den schütterten Deckmantel der Deutschenverfolgung brach, als die serbophile und antidynastische Woge in dem Erzebe immer schamloser zum Ausdruck kam, als schwarz-gelbe Fahnen am Vorabende des Regierungsjubiläums in derselben Stadt, in der sich Franz Josef I. nach dem Wunsche der Tschechen krönen lassen sollte, in Felsen gerissen und auf offener Straße bespien wurden — erst da be-

gann man in Wien zu erkennen, in welche Gefahr man durch unvergeßliche Schamung den Staat wieder einmal von jenem Vosse hatte treiben lassen, das mit seinen sechs Millionen nunmehr seit fünfzig Jahren ganz Oesterreich tyrannisiert. Und man verhängte über Prag das Standrecht.

Vom Hausrecht zum Standrecht haben uns die Schrecknisse der letzten fünfzig Tage geführt. Der Deutsche in Prag wagt endlich wieder freier zu atmen und ohne Bangen vor dem Schlimmsten seiner Wege zu gehen. Aber es ist nur eine geborgte Friedenspause, eine Freiheit auf Widerruf. Morgen schon können es die einflussreichen Führer der Tschechen in Wien durchsehen, daß die Ausnahmeverfügungen über Prag wieder aufgehoben werden, und der Armee des Herrn Hofac die Bahn zur Vergeltung freigegeben wird. Was dann der Deutschen in der Moldaukapitale harret, steht bei den Göttern. Vielleicht wird das schändliche Spiel von neuem beginnen. Vielleicht aber dämmert unterdessen auch in jenen verantwortlichen Volksführern, die das „goldene Witterchen Prag“ so heiß zu lieben vorgeben, die Einsicht auf, daß sie ihrer Vaterstadt einen mehr als zweifelhaften Dienst erweisen, wenn sie ihre ehrwürdigen, historisch gewachsenen Mauern wochenlang zu Zeugen zirkensischer Spiele machen, bei denen sich eine irreführte Menge an der Sehnsucht auf hilflose deutsche Studenten, Frauen und Mädchen für den Entgang realer, sozialer Errungenschaften schadlos hält.

Liebe um Liebe.

Um Liebe nur wird Liebe dir gegeben,
Denn wer mit sprödem Stolz sie will erlangen,
Dem ist der Liebe Grundgesetz entgangen
Und er vergeht sich an Natur und Leben.

Argonsola.

Wahre Liebe beginnt stets hoffnungslos, aber in ihrem
Schweben zwischen Hoffnung und Furcht liegt eine eigene Seligkeit.
Oohlenschläger.

Die Liebe überbrückt jedes Vorurteil.

Charles Blunt.

Wirst alles andere von dir, wenn du siehst, die Liebe allein
muß völlig dich erfüllen.

Erik Boegh.

Wenn sein Ich höher steht als das der Geliebten, der weiß noch
nicht, was echte Liebe ist.

Prévost.

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 285.

Zahlenpyramide:

TON
NOTA
ORNAT
PATRON
PATRONE

Regierbild:

Rechts über dem Vergründen zwischen Burg und Baum ist
der Wärtter in ganzer Figur versteckt.

Wichtige Lösungen schickten ein: A. Möller-Wiesbaden, H. Weber-Wiesbaden, Fritz Kohl-Wiesbaden, Herm. Thon-Wiesbaden, Alb. Meurer-Wiesbaden, Aug. Weiskopf-Wiesbaden, H. Schüller-Wiesbaden, S. Dauster-Viebrich, Th. Fint-Viebrich, Frieda Frank-Langenschwalbach.

Anagramm.

Calax — Torte — Falte — Rain — Halm — Emll — Stroich —
Garn — Silen — Tenne.

Von jedem Wort ist durch Umstellung der Buchstaben ein
anderes Hauptwort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen
Wörter müssen im Zusammenhang eine Truppengattung be-
zeichnen.

Zahlenquadrat.

In die 9 Felder dieses Quadrats sind 9 auf-
einanderfolgende Zahlen derart einzutragen, daß die
Summe je dreier in einer Richtung liegenden Felder,
also waagrecht, wie senkrecht und quer von Eck zu
Eck, stets 54 ist.



Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Uebes in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers.
Konrad Heybold in Wiesbaden.